



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Unsere Schwarzen

Unsere Schwarzen

(Morogoro, Ost-Afrika)

I. Wie sie arbeiten.

Wenn wir Menschen mit allem so reich gesegnet wären, als mit Arbeit, Mühe und Sorgen, dann wäre es wohl schön auf der Welt und die Zahl derer, die immer hienieden bleiben möchten, wäre noch größer. Der liebe Gott hat aber nach dem Sündenfall gesprochen: „In Schweiß deines Angesichtes sollst du dein Brot essen“, und an einer anderen Stelle lesen wir: „Der Mensch ist zur Arbeit geboren, wie der Vogel zum Fliegen.“ So lastet denn das Gesetz der Arbeit unerbittlich auf der Menschheit, und es gibt nur sehr wenige, auf die das Märchen vom Schlaraffenland noch Anwendung findet. Überall heißt es: „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen.“

Auch hier in Afrikas Steppen und Wäldern müssen sich die Leute dem Gesetze der Arbeit fügen. Zwar lastet es nicht so schwer auf ihnen wie auf den Bewohnern der andern Welt, und die Sorge ums tägliche Brot preßt den Neger trotz der sengenden Tropenhitze weit weniger Schweißtropfen aus, als den vielbeschäftigten Europäern. Es mag dies befremdend erscheinen und doch ist es so. Sie haben so ihre Grundsätze, von denen sie sich nicht leicht abbringen lassen. Einer derselben lautet: „Die Beschäftigung ist gut, sie verschönert die Öde der gähnenden Stunden, aber sei auf der Hut, daß sie nicht in Arbeit entarte.“ Nach diesem Grundsatz wissen sie sich zu richten und selten werden sie demselben untreu. Ihre Anspruchslosigkeit in Nahrung, Kleidung usw. ermöglicht ihnen ein viel sorgenloseres Leben, so daß man oft bei sich denken möchte: „Die Neger haben es besser als die Europäer.“ Es fliegen ihnen aber trotzdem keine gebratenen Tauben in den Mund, und wenn einmal die Zeit des Pflanzens gekommen ist, erinnern sie sich alle des Sprichwortes: „Wer zur Regenzeit zu faul ist, Mais und Mtama zu pflanzen, der mag das Jahr hindurch statt Maisbrei (ihr Leibgericht) Blätter und Wurzeln essen.“

So sieht sich denn der Neger vor Anbruch der Regenzeit zuerst einmal nach einem Grundstück um. Im Innern ist das sehr einfach. Überall, wohin er geht, ist er frei in der Wahl; in der Nähe von europäischen Farmen macht es etwas mehr Schwierigkeit. Doch er findet immer so viel, als er braucht; denn groß muß das Feld nicht sein, wenn es nur Getreide genug aufbringt bis zur nächsten Ernte. Pacht braucht er gewöhnlich keine zu bezahlen, höchstens ein Huhn und etliche Eier an den Dorfhauptling. Mitten in das Grundstück steckt er einen Stock, zum Zeichen, daß es beschlagnahmt ist. Nun gibt

es einige Tage harter Arbeit für ihn, um das Gelände von Bäumen, Gestrüpp und dem 2—3 Meter hohen Steppengras zu reinigen. Mit dem Buschmesser wird alles niedergehauen und sobald Regen in Aussicht ist, zündet er ein lustiges Feuerchen an, das mit allem Brennbarern schnell und gründlich aufräumt. Nun, so werdet ihr denken, wird der Pflug geholt. „Hatta kidogo“, sagt der Neger. Warum sich nutzlos abmühen? Die Asche und der Regen präparieren den Boden vorzüglich. Er wartet ruhig das Ende der Regenzeit ab, dann ist der Augenblick der Aussaat gekommen. Sobald die Sonne wieder durch die Wolken schaut, macht sich der schwarze Bauer



Beim Dreschen des Getreides

mit einem Stock bewaffnet auf den Weg. Ihm folgt die Frau, die in einem Körbchen auf dem Kopfe das Saatkorn trägt. Auf dem Felde angekommen, stößt der Schwarze mit seinem Stock in bestimmten Abständen in die aufgeweichte Erde; die Frau streut etliche Körner hinein und scharrt mit dem Fuß die Löcher zu. Im feuchtwarmen Erdboden beginnt die Saat sofort zu quellen und zu sprossen. Der Neger könnte sich nun eine gute Ernte versprechen und ruhig die Hände in den Schoß legen, wenn die Perlhühner, die Affen, die Vögel und Wildschweine nicht wären. Gegen all diese Feinde nun hat er der Reihe nach sein Feld zu verteidigen, und zwar vom Tage der

Aussaat bis zum Tage der Ernte, vom Morgen bis zum Abend, bei Tage wie bei Nacht.

Die Perlhühner, diese ungebetenen Gäste, haben mit Freude und in der Hoffnung, einmal eine Abwechslung in ihren Speisezettel zu bekommen, dem Pflanzen zugeschaut. Sobald die Luft rein ist, beginnen sie ihr Werk und scharren die Körner wieder aus dem Boden, um sie sich trefflich munden zu lassen, bis der Neger mit Steinen und Prügeln sie vertreibt. Nach einigen Tagen jedoch kommen die Hälmdchen aus der Erde und für die Perlhühner ist nichts mehr zu holen.

Doch, da tauchen neue Feinde auf. Ganze Rudel kleiner Affen, die sogenannten Meerkaizen, finden in den halbverwesten Körnern einen Leckerbissen. Sie ziehen Hälmdchen um Hälmdchen aus der Erde, beißen das Korn ab und werfen den Rest fort. Da hat der Neger nun seine liebe Not, um diese Diebe zu verscheuchen, denn was es heißt „Affen verjagen“, das muß man mitgemacht haben, um es zu verstehen. Sagt man die Plaggeister an einem Ende des Feldes, so ist bereits am andern Ende ein neues Rudel an der Arbeit, und bis man diesem zu Leibe rückt, kehren die ersten zur Mahlzeit zurück. So treiben sie mehrere Tage mit dem armen Neger ihr neckisches Spiel, bis das Saatkorn völlig verfault ist, und für sie keine Anziehungskraft mehr hat.

Das Saatkorn entfaltet sich zu immer schöneren Halmen, die im Tropenklima außerordentlich schnell in die Höhe schießen; doch leider wächst nicht das Korn allein, sondern auch das Unkraut, besonders das Steppengras. Appig schießt es in die Höhe und droht die Frucht unter sich zu ersticken. Wohl oder übel muß der Neger zur Hacke greifen, sonst ist es um sein Korn geschehen. Das tut er nun auch und haut das Gras nieder; aber eine Wurzel zu entfernen findet er nicht für nötig. Bis das Gras aufs neue sproßt, kann es die Frucht nicht mehr überholen, und wenn auch der Ertrag des Feldes kein so reichlicher ist durch diese Nachlässigkeit, so verursacht ihm das keine Skrupel. Wenn's nur reicht bis zur nächsten Ernte. Mit Überfluß käme er nur in Verlegenheit, da er nichts hätte, um ihn unterzubringen.

Wenn der Mtama (das einheimische Korn) eine Höhe von 4—5 Meter erreicht hat, beginnt er zu blühen und Frucht anzusetzen. Darauf hatten nun die Vögel schon lange gespitzt. In ganzen Scharen kommen sie aus den umliegenden Wäldern, wiegen sich auf den langen Stengeln und lassen es sich schmecken. Wohl wissend, daß die gefräßigen Spazen, in ihren gelben, roten und blauen Röckchen nicht viel übrig lassen, wenn er nicht flink bei der Hand ist, baut sich der Neger auf vier langen Pfählen und in einem hohen Baum einen Sitz, von wo aus er sein Feld übersehen kann. Mit der Schleuder in der

Hand, unter lautem Schreien und Lärmen hält er so von Tagesanbruch bis in die Nacht Wache, bis das Korn anfängt hart zu werden, und die Vögel ihre Raubzüge einstellen. Den Maisfeldern schaden zu dieser Zeit die Wildschweine am meisten, die es auf die saftigen Kolben abgesehen haben. Nachts kommen sie in die Felder, stemmen sich gegen die Maisstauden, treten sie nieder und verzehren die Kolben. Doch auch die Hundsaffen sind große Freunde des frischen Mais. Würden diese häßlichen Tiere nur so viel nehmen, als ihnen zur Nahrung dient, so ließe man es sich noch gefallen; doch sie brechen Kolben um Kolben ab, probieren, ob er schmeckt, und falls sie ihn nicht nach Wunsch finden, wird er fortgeworfen und es werden neue gebrochen. 6—7 Kolben nimmt dann noch jeder im Arm mit ins Affenquartier.

So rückt dann endlich die schöne Zeit heran, wo alles hinauszieht zur Ernte. Wagen, Karren oder dergl. kennt man hier nicht. Die Frucht wird im Feld abgeschnitten, in Körbchen gepackt und auf dem Kopf heimgetragen. Stengel und Stroh bleiben auf dem Felde und dienen als Dünger fürs nächste Jahr.

II. Was sie essen.

Wenn auch die Negerin einer europäischen Frau weit, weit nachsteht, eines jedoch hat sie ihren weißen Schwestern voraus. Während diese sich täglich mit der großen, oft schwierigen Frage zu beschäftigen haben: „Was soll ich kochen?“, kennt sie den Küchenzettel für das ganze Jahr auswendig, denn die Speisekarte lautet vom 1. Januar bis 31. Dezember: Ugali und mboga (Mais- oder Mtamabrei und Bohnen oder grüne Blätter) und mboga und Ugali.

Für gewöhnlich essen die Neger nur einmal am Tage, und zwar am Abend. Sobald der feurige Sonnenball anfängt, sich zu neigen, geht die Negerfrau vom Felde heim nach Hause. Unterwegs rafft sie schon Reisig und Holzstücke auf und es dauert nicht lange, da flackert in oder vor der Hütte zwischen drei Kieselsteinen ein lustiges Feuerchen. Ein selbstgemachter irdener Kochtopf wird mit Wasser gefüllt und aufs Feuer gebracht. Sobald das Wasser kocht, schüttet sie das Mais- oder Mtamamehl, kurzweg „Unga“ genannt, hinein und rührt es mittels eines Stockes zu einem festen steifen Brei. In einem kleinen Töpfchen kocht unterdessen das „Kitoweo“, die Zuspense, wie man das Gemüse nennt. Zucker, Muskat, Nelken und sonstige Gewürze machen der Köchin hier keine Sorgen. Sie kocht Ugali und Gemüse nur im Wasser, höchstens setzt sie dem Gemüse ein wenig Salz zu, wenn sie solches in einem glücklichen Falle auf der Mission geschenkt bekam, oder gegen „Pumba“ (die Kleie von Mais oder Mtama) dort einge-

tauscht hat. Das Ugali wird nun auf eine breite, selbstgeflochtene flache Bastschüssel getürmt und die bereits vor der Hütte harrende Familie setzt sich im Kreis um dieselbe. Ein oder mehrere Töpfchen Wasser zum Reinigen der Hände stehen nebenan. Nun greift jeder mit der rechten Hand zum Ugali, formt die Masse zu einem runden Klos, drückt mit dem Daumen eine Vertiefung hinein, fährt damit ins „Kitoweo“ (Gemüse) um die Höhlung zu füllen und im nächsten Augenblick verschwindet die Kugel hinter den blinkenden weißen Zahnreihen, um ihrem Bestimmungsort zugeführt zu werden. Alles geht sehr eilig und ohne viele Worte, denn bei der nur einmaligen Mahlzeit muß jeder sehen, zu seinem Recht zu kommen, und bei der bedeutenden Aufnahmefähigkeit des Negers ist die Portion selten zu reichlich. Trotzdem wird es nie geduldet, daß jemand mit beiden Händen zugreift, weshalb die rechte Hand kurzweg „mkono wa Kulia“ (die Hand mit der man ißt) genannt wird.

„Ist das alles?“ höre ich sie fragen, „essen die Neger denn kein Fleisch?“ O ja, recht gerne, lieber Leser, aber sie haben es nicht oft. Hier in Ost-Afrika gibt es nicht viele Stellen, an denen man Vieh halten kann, wegen der Tsetsefliege, die durch ihren Stich alles Rindvieh usw. dem langsamen Tode zuführt. Einige Ziegen und Fettschwanzschafe ist alles, was die Leute halten können. Doch diese dienen meist zum Verkauf, damit die Männer ihr „Kodi“ (Steuern) bezahlen können; und nur selten verirrt sich so ein Tier in den eigenen Kochtopf des Besitzers. Doch die Neger entschädigen sich dafür auf eine andere Weise. Vor allem sind es die Kinder, die in der Tier- und Insektenwelt allerhand Genießbares auskundschaften. Ein großer Leckerbissen ist für sie die geflügelte Ameise. Diese Tiere kommen, sobald es regnet, in großen Scharen aus der Erde. Sie entschlüpfen meist einem kleinen Loch, erheben sich mittels ihrer vier langen Flügelchen in die Luft, flattern eine Weile herum und fallen dann flügellos zu Boden. Sobald die Kinder sehen, daß die ersten Ameisen auffliegen, suchen sie sofort die Ausschlußstelle. Dort setzen sie sich um das glückbringende Fleckchen Erde, und es ist interessant, ihrem Treiben zuzuschauen. Mit beiden Händen greifen sie nach den Tierchen und führen die Beute sofort zum Munde. Da herrscht eine Regsamkeit, wie man sie sonst selten beim Schwarzen sieht. Dann greifen sie an den Kopf, dann an die Arme, die Beine, dann wieder auf den Boden, überall hin, wo sich eine Ameise niederläßt, und eine nach der andern wandert ungewaschen und ungeschoren ohne Salz und Schmalz in den Kindermagen. Dabei leuchten die Gesichter vor Behagen, und immer hört man wieder „chakula tamu“ (gutes Essen). Manchmal zanken sie mit Hühnern und Vögeln um die Mahlzeit, denn auch diese drängen sich zum

Neger

Loch und suchen die Ameisen zu erhaschen. Sehen die Kinder von der Schule aus solche Ameisen fliegen, dann ist's mit aller Aufmerksamkeit zu Ende, denn der Mund wässert ihnen beim Anblick dieser Leckerbissen. Am besten läßt man sie dann für ein Viertelstündchen hinaus, damit das gute Essen nicht verlorengelht.

Sehr gesucht von den Negern ist ferner die Feldmaus. Sie ziehen auf Abständen Furchen in den Erboden und werfen in dieselben etliche Maiskörner. Wehe dem Mäuschen, das seiner Naschhaftigkeit nachgibt! Denn in der Nähe lauert der gewandte Jäger, der mit wohlgezieltem Speerwurf dem kleinen Dieb das Handwerk legt. Oder die Neger stellen künstlich gefertigte kleine Fallen von Bambusrohr, in welche die Mäuse durch ein Stückchen Mhogo gelockt werden. So praktische Mausefallen wie hier sieht man nicht einmal in Europa. Übung macht eben den Meister, und würden die Europäer sich auch so für Mäusebraten begeistern wie die Neger, dann würden sich wohl dort auch die Erfindungen auf dem Gebiet der Mausefallen mehren. Ist der Neger der Ansicht, daß die Fleischportion reicht, so zieht er mit seiner Beute heim. Zu Hause wird jede Maus an einen Spieß gesteckt, abgesengt und gebraten. Fragt man den Neger, warum er sie denn nicht ausnehme, so sagt er: „Warum? dann bleibt ja nichts mehr übrig!“

Auch dem Fischfang sind die Schwarzen gar nicht abgeneigt. In der Nähe kleiner oder größerer Flüsse suchen sie mit ihren primitiven Angeln und Netzen derselben habhaft zu werden. Auch gehen die Kinder fleißig Krebse suchen, deren es viele in dem Felsgeröll der Bergflüsse gibt. Frösche aber mögen sie nicht, und als einmal ein hochwürdiger Herr Vater ihnen sagte, Froschschenkel seien in Europa Leckerbissen, da entsetzten sie sich, spuckten auf den Boden und sagten: „Bah, was sind die Europäer für Leute!“ Andere Länder, andere Sitten!

Eine schöne Regel der Gastfreundschaft besteht bei den Negern, die auch in Europa zur Nachahmung empfohlen werden könnte. Kommt man in ein Dorf oder an eine Hütte, wo eben die Mahlzeit gehalten wird, so wird man sofort zu Tisch geladen und wäre man auch ein ganz Fremder. „Karibu“ (tritt näher) schallt es einem sofort entgegen und man erhält seinen Platz an der großen Schüssel. Man darf dann der Sitte gemäß nicht abschlagen, und muß wenigstens etwas probieren. Diese Regel wird beobachtet selbst zur Zeit der Hungersnot, und eher geht einer ganz von der Mahlzeit fort, um seine Portion dem Fremden zu überlassen, als daß er dagegen verstößt. Der Magen eines Negers ist eben unergründlich. Hat er zu essen, so kann er unglaubliche Mengen vertilgen, hat er nichts, so kann er hungern, daß man wieder staunen muß.

„Amri, na Mungu“, „Es ist so Schickung Gottes“, lautet sein Trostwort, mit dem er sich über alles hinweghilft.

III. Wie sie sich kleiden.

Heutzutage spricht alles von der Mode. Da möge es mir gestattet sein, die verehrten Leser auch einmal mit afrikanischen Moden bekannt zu machen. Ja, auch die Neger haben ihre Moden, doch wechseln dieselben glücklicherweise nicht so oft als in Europa, und dann sind es mehr die Männer als die Frauen, die sich damit befassen. Für gewöhnlich brauchen die Schwarzen als Kleid nur ein einziges Tuch von ca. 2 Meter Länge, „chuka“ genannt. Dieses Tuch hat viele praktische Seiten und dient neben seiner Bestimmung als Kleid noch verschiedenen anderen Zwecken. Trägt es der Vater oder ein Sohn, so wird es um den Körper geschlungen, über der Brust gekreuzt und die 2 Zipfel werden im Nacken zusammengeknotet, die Frauen befestigen es unter den Armen. Die Tücher sind in den meisten Familien „Gemeintuch“, und was heute der Papa anzieht, damit schmückt sich morgen die Mama und übermorgen Sohn oder Tochter. Hat der Neger eine Last zu tragen, so rollt er das Tuch zusammen wie eine Art Ring und legt es unter die Last auf den Kopf, um sein Haupt zu schützen, ebenso windet er geschickt einen Turban davon, wenn die Sonne zu heiß auf den Krauskopf brennt. Geht die Mutter aus, so muß Baby mit und wiederum ist es die „chuka“, womit sie sich ihren Liebling auf den Rücken bindet. Sobald es dem Neger etwas besser geht, leistet er sich ein Hemd. Dasselbe wird dann über der „chuka“ getragen: Sehr beliebt und ziemlich allgemein wird heutzutage der „Kanzu“, ein von den Arabern stammendes langes, wallendes Gewand von weißer oder brauner Farbe, das bis auf die Füße hängt. Die Männer sehen sehr ordentlich, fast patriarchalisch darin aus. Nichts aber gefällt dem Neger mehr, und nichts schätzt er höher als irgendein europäisches Kleidungsstück. Wo er das erwischen kann, muß es über allen anderen Kleidern prunken, ganz gleich, was es ist, eine Weste oder eine Damenbluse. Eine Weste oder eine Damenbluse nennt er „nussu Koti“, „halben Rock“. „Fortgeschrittene“ haben es auch schon zu einer Hose und einem Rock, ja selbst zu Strümpfen und Schuhen gebracht, in denen sie einherstolzieren, als gingen sie auf Eiern. Es ist nun Neger Sitte, alle Kleider, die er hat, zugleich anzuziehen. Dabei wird die Sache so eingerichtet, daß der ganze Reichtum sichtbar ist. Das längste Kleidungsstück kommt unten, und die anderen reihen sich der Kürze nach an. So sieht man meistens Sonntags die jungen Burschen folgendermaßen gekleidet: bis auf die Füße hängt die chuka oder eine Hose, darüber ein Hemd, über dies ein kürzeres Hemd, und über alles der Knalleffekt, die Weste oder Damenbluse, oder chuka, Hemd, kanzu und darüber die Weste. Ist aber jemand ein paar alter Hosenträger habhaft geworden,

dann muß die Weste zu Hause bleiben und diesem, in den Augen des Negers „einzigem“ Schmuckstück, Platz machen. Wenn man ihm ein Taschentuch schenkt, wird dasselbe jedoch nie zu seinem Zwecke gebraucht, sondern dient nur als Zierat. Er kann nicht begreifen, wie wir Europäer so ein Prachtstück in die Tasche stecken können; das scheint ihm unerhört. Entweder bindet er dasselbe im Zipfel um den Hals oder vor der Brust ins Hemdknopfloch oder, wenn er eine Hose trägt, so wird es außerhalb der Hosentasche befestigt, und weht dann wie ein Fähnchen im Winde.



Christenfrau aus Ost-Afrika. Zu beachten ist die Haartracht.

Die Frauen sind viel einfacher und kommen Sonntags in schönen bunten Tüchern, von denen sie das eine unter den Armen befestigen und das andere um die Schultern schlagen. Hals und Arme sind reich und schwer mit bunten Glasperlen geschmückt. Die Wataita, ein Negerstamm in Bura, tragen z. B. ungefähr 7 Pfund Perlen um den Hals. In den Ohren haben unsere Leute bunte Papierrollen als Schmuck. Schon die kleinen Mädchen lassen sich die Ohren durchstechen, doch nicht wie in Europa mit einem Löchlein, nein, hier gehören in jedes Ohr 3 Löcher, eins ins Ohrläppchen, eins in der Mitte und eins oben. Anfänglich stecken sie dünne Hölzchen hinein und allmählich immer dickere, bis die Löcher ausgeweitet sind, daß drei Papierrollen, jede von der Größe eines Markstückes, Platz darin haben. Die Ohren erhalten dadurch eine ganz unnormale Größe und wirken direkt häßlich. Doch was ist da zu machen? Die Mode ist auch in Europa heutzutage häßlich, aber

— es ist mal Mode, und sie findet hier wie dort ihre Liebhaber und Anhänger.

Der Haarschmuck ist verschieden. Die meisten lassen das Haar wachsen wie es der liebe Gott gibt. Von Zeit zu Zeit wird der Kopf mittels einer Glasscheibe abrasiert und dann mit Fett und Ruß eingerieben. So angestrichen kommt sich die Negerdame ungemein schön vor, denn der ganze Kopf glänzt wie eine Bratpfanne. Andere flechten das Kraushaar in lauter kleine Zöpfchen, die sich von der Stirn bis zum Nacken in schön geordneten Reihen hinziehen. Ein solch frasierter Frauenkopf sieht einer halben Melone gar nicht unähnlich, mit dem Unterschiede jedoch, daß diese grün oder gelb und jener pechschwarz ist. In der Kunst des Frasierens sind auch die Männer wieder den Frauen voraus; doch hier wechselt die Mode in etwa mit der Stammangehörigkeit. Während einige den Kopf auch abrasieren, scheeren andere nur den unteren Teil vom Nacken bis zu den Ohren und geben dem oberen Kopshaar verschiedene Formen. Andere Stämme, wie die Wagogo und Wamasei haben eine recht künstlerische und zeitraubende Frisur. Sie flechten das Haar in Stränglein so dünn wie Bindfaden und drehen, oder besser, kleben darauf mittelst roter Erde alles zu einem langen, spitzen Zopf zusammen. Wenn sie einem so begegnen, das Gesicht ebenfalls rot und weiß bemalt, einige Straußensfedern im Haar, mit Schild, Speeren und Stöcken, so könnte man bange werden, wenn man nicht wüßte, daß sie gefährlicher aussehen als sie sind.

Waschen und Ausbessern der Kleider machen dem Neger nicht die meiste Sorge. Sagt man ihm: „Warum bist Du so schmutzig und zerrissen?“ so lautet die Antwort: „Mama, gib mir Seife, Faden und Nadel!“ Wenn dann alles bereits ausgeteilt ist, was gute Leute von Europa uns schenkten, so läßt man aus leicht begreiflichen, ökonomischen Gründen das Fragen sein. Die Kleider werden angehalten, bis sie verschliffen sind und man vor lauter Lumpen die ursprüngliche Form nicht mehr herausfindet. Die längsten Fäden knotet er wieder zusammen, und es entsteht zuletzt ein Gezottel, in dem 7 Katzen keine Maus mehr fangen können. Ist jedoch mal einer der glückliche Besitzer einer Nähnadel, so dreht er sich von Sisal oder Gras selber den Faden, und dann näht er sich alles mögliche zusammen. Oft habe ich mich schon wundern müssen über den praktischen Sinn, der dann zutage tritt. Von einem Stück Sack oder Stoff wird eine Mütze fabriziert, von alten chukas gibt's Hemden und selbst Hosen, — natürlich nach eigenem Fasson, doch was verschlägt's — man freut sich, daß wenigstens der Eifer da ist, mit der Zeit wird auch mal das Material kommen.

Es ist schon 3 Jahre her, da begegneten wir bei den Hüt-

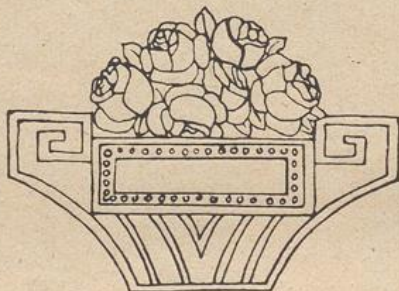
tenbesuchen am Sonntagnachmittag einem alten Großväterchen. „Was hat er doch an?“ dachte ich mir, „solch ein Kleidungsstück habe ich doch noch nie gesehen!“ Ich musterte ihn eine



Negerfrau aus Ufimi (Ost-Afrika).
Zu beachten sind die kupfernen Ringe um den Hals.

Weile und kam dann endlich dahinter. Sein Hemd war an den Schultern durchgeschliffen, sonst aber noch halberlei präsentabel. Als glücklicher Besitzer einer Nähnaedel hatte er sich zu helfen gewußt. Er drehte die Geschichte einfach um, nähte das Hemd unten zu, ließ ein Loch für Hals und Arme, schnitt die Schul-

terstücke vollends auseinander und zog es, so gewendet, an. Was der Sache ein so komisches Aussehen gab, waren die Ärmel, die nun statt oben, unten waren und nebenher baumelten. Ganz stolz auf seine Heldentat, schaute er um sich, als wollte er sagen: „Wer macht's mir nach?“ Schw. M. Ancilla.



Allerlei vom Kilimandjaro

Von Schw. Engelberta

Sine kleine Weile, da wirft schon die Nacht ihre schwarzen Schatten über das Land. Etwa eine Viertelstunde nach Sonnenuntergang ist es Nacht geworden. Wenn aber der Mond voll und rund am Himmel stehet, dann ist das ganze Land von einem zauberhaften Glanz übergossen. Scharf und deutlich heben sich die Bergriesen ab vom Nachthimmel, von welchem hunderttausende silberblinkende Sternlein wie herzliche Engelsaugen herniederschauen. Klar und hell leuchtet auch die schneebedeckte Haube des Kibo, wahrlich ein imposanter Anblick. Können wir auch nicht wie bei Tage etwa 4—5 Tagereisen weit in die Steppe hinaussehen, so reicht das Auge in solch herrlicher Mondscheinnacht doch immer noch 2 bis 3 Tagereisen weit. Bei ganz klarem Wetter können wir sogar noch den Type-See, vom Mondlicht überstrahlt, wie ein silberschimmerndes Meer am Horizont leuchten sehen. Auch sieht man zuweilen die bläulich-silberweißen Lichtlein nächtlich dahinrasender Automobile von weither auftauchen und wieder verschwinden tief unten in der Steppe, und wir können dieselben bis zu unserem Seminar verfolgen. Dort sehen wir so traulich das Licht im Fensterchen des Schwesternhäuschens schimmern, leuchtende Lampen hin- und her-, aus- und einwandeln. Denn man geht in Ostafrika des Abends nicht ohne große Sturmlampe zur Haustür hinaus wegen der herumlaufenden wilden Tier, welche durch Licht aber schnell entfliehen.

An solchen wilden Mondscheinabenden halten wir Schwestern in Kilema die Rekreation auf „Deck der Tanganyka“ — so